



Aus Freude am Lesen

Riccardo Fusco, erfolgloser Soziologe und gedemütigter Ehemann, erhält einen Auftrag, der ihn aus seinem langweiligen Alltag rettet: Sein früherer Klassenkamerad bittet ihn, sich eine PR-Strategie auszudenken, damit der süditalienische Vino Aglianico zum besten Wein Italiens prämiert wird. Nichts leichter als das, denkt Riccardo, schließlich ist seine alte Jugendliebe Chatryn inzwischen eine der weltweit führenden Weinkritikerinnen geworden. Die Sache scheint sich für alle Beteiligten prächtig zu entwickeln, bis Riccardo einen entscheidenden Fehler macht ...

GAETANO CAPPELLI, 1954 im süditalienischen Potenza geboren, gehört zu den renommiertesten Autoren Italiens und hat bereits mehrere preisgekrönte Romane geschrieben.

»Ferne Verwandte« wurde vom italienischen Feuilleton als »DER große süditalienisch-amerikanische Roman« gefeiert und gilt als sein Hauptwerk. Mit diesem Buch wird Cappelli in Deutschland erstmals als Romanautor vorgestellt.

GAETANO CAPPELLI BEI BTB
Ferne Verwandte. Roman (74302)

Gaetano Cappelli

Die beste Lage

Roman

*Aus dem Italienischen
von Sylvia Höfer*

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel »Storia controversa dell'inarrestabile fortuna del vino Anglianico nel mondo« bei Marsilio, Venedig.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2007 by Marsilio Editori s.p.a.,
Venezia

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by C. Bertelsmann Verlag in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: © *plainpicture* / *Cultura*

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74754-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Was einmal da gewesen ist – lebt fort,
nur nicht in der wirklichen Natur.*

NOVALIS

*I talk to the wind
My words are all carried away
I talk to the wind
The wind does not hear
The wind cannot hear*

KING CRIMSON

*Meiner Schwester Teresa
im neuen Frühling ihres Lebens
gewidmet*

Teil I

Eine fröhliche kleine Familie

Wenn man ihn so zwischen den Hügeln auf der Landstraße glänzen sah, schien der rote, mit Kindern – lauter kleinen Mädchen – vollgeladene Fiat Giardinetta Teil jener Szenen mit glücklichen Familien zu sein, die Werbefachleute, wenn nur irgend möglich, in ihre Spots einbauen. Allerdings fehlte die Mamma im Auto, und Riccardo Fusco, der Reklame-Papà, stellte erst dann sein Getrommel auf dem Lenkrad ein, als er merkte, dass Ofelia, die älteste seiner vier Töchter, ihn besorgt anstarrte. Er schenkte ihr ein beruhigendes Lächeln, das ihm eher zu einem Grinsen geriet, und fing wieder an, mit den Fäusten auf das Steuer einzuhämmern, jetzt aber so, als folgte er dem Rhythmus des albernen Liedchens, das aus dem Radio dudelte. Die Kinder mussten da rausgehalten werden. Sie hatten ein Recht auf ihren Frieden. »Aber war das überhaupt noch möglich?«, fragte er sich just in dem Augenblick, als oben, zwischen den Hügeln, das Dorf mit seinem schönen Campanile in Sicht kam und er sich trotz der düsteren Gedanken, die ihm durch den Kopf schwirrten, an seinen dort behei-

mateten Freund erinnerte, und wie jedes Mal, wenn er hier unten vorbeifuhr, fiel ihm ein, dass er jetzt eigentlich abbiegen und bei ihm vorbeischauen könnte.

Das passierte mindestens zweimal im Jahr, nämlich am 18. Mai und am 10. Juli, den Geburtstagen der Barra-Kinder. Die Barras gehörten zu jenen Paaren, mit denen er und seine Frau öfter zusammenkamen. Heute, am 10. Juli, fuhr er wie jedes Mal geradeaus weiter – soweit die Kurven ihm das erlaubten – zum Landhaus seiner Freunde. Am wolkenlosen blauen Himmel war keine Spur von den im Wetterbericht angekündigten Gewittern zu sehen, die ihm einen guten Vorwand geliefert hätten, die Töchter bei den anderen Kindern auf dem Fest zu lassen und allein in die Stadt zurückzukehren, statt – wie er es sonst immer getan hatte – im Garten mit den Frauen der Freundesgruppe zwischen Drinks und Plaudereien das Barbecue vorzubereiten und zu warten, bis die dazugehörigen Männer zum Abendessen eintrudelten.

Trotzdem saß er eine halbe Stunde später wieder im Wagen und fuhr zurück.

Vor dem ungläubigen Publikum, den Frauen seiner Freunde, hatte er etwas von irgendeiner Frist dahergeschelt. Von etwas Unaufschiebbarem ... *Ausgerechnet* er!

Der König der Abwesenden

Riccardo Fusco hatte eine Forschungsstelle an der Universität inne, und zweifellos kann so etwas auch ein gewisses Engagement erfordern, nicht aber in seinem Fall. Bereits

seit Jahren hielt er sich jegliche Verpflichtung vom Hals und hatte denselben Freundinnen gegenüber, die ihm jetzt, während er seine Entschuldigungen herunterhaspelte, mit mitleidiger, wenn nicht gar geringschätziger Miene zuhörten, oft mit seinem Status eines glücklichen und absoluten Nichtstuers geprahlt.

»Außerdem verdiene ich mehr als eure Männer« – die in Wahrheit alle mehr Geld hatten als er –, »zumindest, wenn man das, was ich einnehme, auf die Arbeitsminute und nicht auf die Arbeitsstunde umrechnet. Ist doch klar – oder?«, erklärte er dann amüsiert.

Riccardo Fusco war überhaupt einer, der sich gern amüsierte.

In jedem Freundeskreis, der etwas auf sich hält, gibt es einen, der die Abendessen, die Reisen und die Feste organisiert, und in seiner Clique war eben er derjenige. Kurzum, er sorgte fürs Amüsement. Auf diese Weise hatte er seit dem Tag, an dem er sich in den Typ des perfekten Abwesenden, sozusagen in den König der Abwesenden verwandelt hatte, immer etwas zu tun.

Es war bei seiner dritten Bewerbung um die Stelle eines außerordentlichen Professors passiert, die er eingereicht hatte, obwohl man ihn trotz seiner monumentalen Studie *Die Gänse auf dem Markt. Anthropologische Prägung unter besonderer Berücksichtigung des dörflichen Kontextes* bereits zweimal hatte scheitern lassen.

Und dabei hatte er in einem bestimmten Moment geglaubt, mit diesem Werk seinem Leben eine Wendung geben zu können, und das, obwohl er selbst der Erste war, der sich wunderte, dass ihm gleich drei Verleger von den

zehn, denen er das achthundert Seiten umfassende Manuskript gesandt hatte, antworteten. Zwei schickten ihm tatsächlich sehr positive Briefe, auf die er aber nicht einging. Der dritte, ein gewisser Accardi, rief ihn in seiner Begeisterung sogar an. Ja, aufgrund des Urteils dieses Accardi – sicher, man müsse ordentlich kürzen und die Fachsprache ändern, die durch den Berg statistischer Daten weiter kompliziert werde, aber es handle sich um ein interessantes Buch, das über den akademischen Bereich hinaus Resonanz finden könnte – sah sich Fusco bereits als einen dieser Spitzenintellektuellen, die auf allen Fernsehkanälen präsent sind.

Was es heißt, im Fernsehzeitalter berühmt zu werden

Wie viele Menschen haben vor der Verbreitung des Fernsehens Träume von Größe gehegt? Sicher, solche Leute hat es immer gegeben, aber es handelte sich um eine winzige Minderheit... Mit dem Film jedoch begann die Idee, sich unzähligen Menschen zur Schau zu stellen und von ihnen wiedererkannt zu werden, um sich zu greifen, aber der eigentliche Massenstarkult entstand erst mit dem Fernsehen. Und ebenfalls zum Massenphänomen wurde dann auch die Frustration, die sich einstellt, wenn es einem nicht gelingt, dieses Ideal zu verwirklichen.

»Möchtest du wissen, wie viel Geld ich verdiene?«

»Nein, sag mir lieber, wie man berühmt wird.«

Dieser nette kleine Dialog fand zwischen Damien Hirst, dem wahrscheinlich höchstbezahlten und berühmtes-

ten Künstler der Welt, und seinem Sohn statt. »Schon mit neun Jahren«, kommentierte Hirst, »hatte mein Sohn begriffen, dass der Drang, berühmt zu werden, stärker ist als der nach Geld...«

Berühmtheit ist das, was den Menschen der Unsterblichkeit am nächsten bringt.

Das Scheitern

Riccardo hatte sich also wieder an die Arbeit gemacht und, Accardis Weisungen befolgend, ein ganzes Jahr damit verbracht, seinen Text zu revidieren, aber als er *Die Gänse auf dem Markt* endlich an den Verleger zurückschickte, hatte dieser Selbstmord begangen – natürlich unabhängig von den *Gänsen*. Tatsache ist, dass sie dann niemand mehr haben wollte und Riccardo das Werk auf eigene Kosten drucken lassen musste. Ebendieses fertige Buch lag nun am Morgen seines dritten Berufungsverfahrens auf dem Tisch der Kommissionsmitglieder, wo es allerdings niemand auch nur eines Blickes würdigte.

Der Vorsitzende der Berufungskommission, ein betagter Baron, also ein Meister in der Kunst des Delegierens und Protegierens und steif wie ein Stockfisch, heftete seinen Blick vielmehr starr auf Riccardo. Vor Jahren einmal hatte er Fusco zu seinem Assistenten machen wollen, aber dieser hatte mit seiner üblichen Intuition eine Stelle bei einem jüngeren Professor bevorzugt, der jedoch bald darauf nach Amerika gegangen war. Jetzt also fixierte der Stockfisch ihn mit säuerlichem Lächeln und dachte scha-

denfroh an das zurück, was er ihm, als er ihm zuvor in der Eingangshalle begegnet war, vorhergesagt hatte: »Herr Doktor Fusco! Sie haben immer noch nicht begriffen, dass bei Wettrennen dieser Art die Jockeys gewinnen, nicht die Pferde. Und Sie haben einfach nie einen guten Jockey gehabt. Geben Sie auf.«

Und er hatte aufgegeben, aber natürlich erst, nachdem er dem Baron gewünscht hatte, er möge unter einem Lastwagen landen. Dann hatte er sich arrangiert, wie man so schön sagt. Er hatte die Bücher zugeklappt, seine Studenten im Regen stehen lassen, mit seinen Feldforschungen in der Basilikata aufgehört und sich ganz den Freuden der Familie – bestehend aus Eleonora, seiner Gattin, und ihren gemeinsamen vier Töchtern Ofelia, Desdemona, Salomè und Cressida – und des gesellschaftlichen Lebens hingegen.

Das gesellschaftliche Leben in der Provinz

Es waren Jahre gewesen, die vielleicht nicht glücklich, aber immerhin sorglos dahingeplätschert waren, mit Festen im Klub, Tanzvorführungen der Töchterchen, Ferien in den Bergen und am Meer und einigen denkwürdigen Fernreisen – wie zum Beispiel jener nach Amerika, in deren Verlauf das Techtelmechtel zwischen Ada und Marcello aufgefliegen war –, mit Bridgeturnieren der Damen und Tennisturnieren der Herren, Wohltätigkeitsveranstaltungen und Begegnungen mit fast ausschließlich zweitrangigen Schriftstellern, im Winter dann den samstäglichen Abendessen in der Stadt und zu Beginn der Badesaison

den Wochenenden am Strand – mit allem also, was zum Leben in einem ruhigen Provinzstädtchen wie Potenza, wo große Teile unserer Geschichte spielen, dazugehören mag. Dem sind noch die unvermeidlichen Schläge hinzuzählen, die das Schicksal für alle, auch für die Glücklichen, bereithält: Dirty, der Hund der Kinder, war plötzlich wie vom Erdboden verschluckt gewesen, und Großvater Adalberto, Eleonoras Vater, hatte der Tod ereilt, als er, den Arien seiner geliebten *Traviata* lauschend, gerade im Garten seines Landhauses herumharkte.

Dann aber geschah etwas, was Riccardo veranlasste, an jenem Nachmittag allein in die Stadt zurückzukehren und die Frauen seiner Freunde auf dem Land zurückzulassen – dieselben Frauen, in deren Gesellschaft er sich kurz zuvor noch pudelwohl gefühlt hatte –, denn er konnte die x-te Demütigung durch ihre Anspielungen oder, schlimmer noch, ihre mitleidigen Blicke einfach nicht mehr ertragen.

Eleonora, seine Frau, war *endgültig* übergeschnappt.

Eleonora entscheidet sich für die Kunst

Die Sache hatte damit angefangen, dass der Bürgermeister – dieser gottverdammte Kerl – sie beauftragt hatte, die Leitung des Stadttheaters zu übernehmen, das in Potenza einen doppelten Grund hat, sich *Stabile* zu nennen, da es nicht nur über ein festes Ensemble verfügt, sondern auch einem einheimischen Musiker gewidmet ist, der ausgerechnet *Stabile* hieß, Francesco *Stabile*, und der, wäre er in einer anderen, mit mehr wahren und wirklichen Talen-

ten gesegneten Stadt geboren, wohl nicht einmal als Namensgeber für eine Sackgasse in Frage gekommen wäre. Als Riccardo noch glaubte, als Wissenschaftler reüssieren zu können, hatte diese Tatsache seinen Geltungsdrang noch weiter angestachelt: »Du lieber Himmel, was werden sie erst nach meiner Wenigkeit benennen?«, pflegte er sich mit Hinweis auf die achthundert Seiten seiner *Gänse* zu brüsten.

Tatsächlich aber hatte Eleonoras Familie immer schon eine Leidenschaft für das Theater.

Adalberto Somma, Eleonoras Vater und das letzte Exemplar des klassischen selbtherrlichen Provinzanzwalts mit gewaltigem Schnurrbart und einem Spitzbärtchen nach Art des Dichters d'Annunzio, ließ sich selbst von den mittelmäßigsten durchreisenden Theatertruppen in Verzückung versetzen und hegte eine ausgesprochene Vorliebe für die Hauptdarstellerinnen – obschon er sich, sobald sich der Vorhang gesenkt hatte, durchaus auch gern von einfachen Komparsinnen begleiten ließ. Und wenn er seine Tochter »Eleonora« genannt hatte, dann natürlich zu Ehren der göttlichen Duse. Leider war Eleonora seit Beginn ihres Studiums und dann dadurch, dass sie ihren Töchtern diese vier grauenhaften Namen aufzwang, in *jeder* Hinsicht in die Fußstapfen ihres Vaters getreten.

Nachdem sie mit einer hochgelobten Arbeit über das elisabethanische Drama ihr Studium abgeschlossen hatte, musste sie für einige Zeit auf den Kunstgeschichteunterricht am örtlichen humanistischen Gymnasium ausweichen, ohne jedoch je von ihrer wahren Leidenschaft zu lassen. Ihre Freizeit widmete sie zunächst der Regie bei einer

Laientruppe, die nicht nur drittklassig war, sondern auch noch experimentelle Ambitionen hegte, und engagierte sich dann, ihr angemessener, für das Theaterleben der Stadt. Für Riccardo war die Tatsache, dass er gelegentlich irgendwelchen Abenden hatte beiwohnen müssen, der einzige Schönheitsfehler einer Epoche, die nun, angesichts der Wendung, die die Ereignisse in der Folge genommen hatten, unwiederbringlich vorbei war, denn tatsächlich gab es für ihn nichts Langweiligeres als das Theater. Gerade das »Theatralische« daran, ja allein schon den Gedanken an einen Bühnenauftritt, verabscheute er so sehr, dass er, obwohl für weibliche Schönheit durchaus nicht unempfänglich, diese bei den Schauspielerinnen, deren Affektiertheit er unerträglich fand, nicht goutieren konnte – von seiner Reaktion auf männliche Akteure ganz zu schweigen.

Eleonora dagegen hatte Letztere immer interessant gefunden und später sogar *viel mehr* als nur interessant.

Seit sie die Leitung des Stadttheaters übernommen hatte, konnte man sie in der Tat öfter mit dem jeweiligen Ersten Liebhaber antreffen – oder auch mit dem Zweiten: Hauptsache, er war nicht älter als dreißig – als bei ihren Töchtern zu Hause, von wo sie frühmorgens verschwand, um erst spätabends zurückzukehren. Und so hatte sie ihren Gatten in die traurige, mitleiderregende Rolle eines Babysitters gedrängt.

Riccardo hatte versucht, sie zur Vernunft zu bringen, indem er ihr erklärte, was man keiner Mutter zu erklären braucht, nämlich wie wichtig ihre Präsenz für die Kinder sei, und sich sogar so weit erniedrigt, dass er ihr, um sie zu rühren, erzählte, dass die Kleinen unablässig nach

ihr weinten – obwohl diese vier albernen Fratzen sich gar nichts mehr aus ihrer Abwesenheit machten. Der Einzige, der in der Scheiße saß, war er, Riccardo, und während er jetzt auf der Rückfahrt nach Potenza wieder darüber nachdachte, hatte er in einer Kurve Gas gegeben, statt abzubremsen, und wäre beinahe von der Straße abgekommen.

Eleonora dagegen blieb die Ruhe selbst.

»Es handelt sich bloß um eine Übergangszeit, mein Lieber«, gab sie ihm jedes Mal zur Antwort. »Ach, ein Theater zu leiten« – und wenn sie das sagte, lächelte sie, immer noch ungläubig über das Glück, das ihr widerfahren war –, »so etwas habe ich doch noch nie gemacht! Lass mir nur genug Zeit, bis ich mich zurechtfinde und verstehe, wie das funktioniert... Und außerdem ist für die Kinder doch meine Mutter da, oder?«

Ja, das stimmte, und auch das musste Riccardo Fusco ertragen, diese Frau, die von morgens bis abends im Haus herumschlurfte, ganz abgesehen vom Übrigen... Und das Übrige war, dass immer häufiger irgendeiner seiner Freunde, oft aber auch nur ein gewöhnlicher Bekannter, ihm lachend mitteilte: »Ach, gerade ist Eleonora mit einem Kerl vorbeigegangen... einem schrägen Typen, so einem mit Zöpfchen. War wohl ein Schauspieler.«

Natürlich. Ein Schauspieler! Zudem noch ein »junger« Schauspieler, einer von den vielen, auf die Eleonora dank ihrer Ausstrahlung und ihrer Bildung eine offenkundige Anziehungskraft ausübte. Obwohl sie langsam auf die fünfzig zuging, war sie immer noch eine tolle Frau, groß, stattlich, mit roter Mähne und Augen von einer verwirrenden Veilchenfarbe, eine überwältigende, im wahrsten Sinne des

Wortes »theatralische« Erscheinung. Und ihre Wirkung auf Jüngere war es, was Riccardo nicht mehr aushalten konnte. »Wo bist du heute Morgen gewesen? ... Und warum musst du dich immer mit deinen kleinen Schauspielern sehen lassen?«, platzte es aus ihm heraus, sobald sie in Hörweite war.

Und darauf sie: »Ach so? Und wie war das, als du Arm in Arm mit deinen Studentinnen herumspaziert bist?«

Womit sie ins Schwarze traf, und so gelang es ihr am Ende, ihn zu besänftigen. »Liebling, schau, ich habe ihn zur Agentur begleiten müssen«, flüsterte sie. »Du weißt, wir sind unterbesetzt. Aber der Bürgermeister hat mir versprochen, dass ich bald einen Assistenten bekomme, und sag bloß nicht, dass du eifersüchtig bist! Er ist doch noch ein Junge ... Ich könnte glatt seine Mutter sein.« Und das sagte sie mit leuchtenden Augen. »Jetzt komm schon und umarme mich ... Es ist nur eine Frage der Zeit, ein bisschen Geduld, und alles renkt sich wieder ein, du wirst schon sehen.«

Und er hatte ihr Zeit gelassen und sich in Geduld geübt, zumal eine jener Kolumnen für gebrochene Herzen, deren unermüdlicher Leser er war, seit Eleonora verrücktspiele, ihn daran erinnert hatte, dass solche Launen für die meisten Frauen, die auf die Wechseljahre zusteuern, ganz typisch sind.

Frauen am Rande der Menopause

Tatsächlich – wenn er die Frauen seiner Freunde der Reihe nach unter die Lupe nahm, konnte er mühelos bei jeder von ihnen die mehr oder minder versteckten Anzeichen des Syndroms erkennen. Angefangen bei denen, die sich zum Fitnesskult oder zum südamerikanischen Tanz oder zur systematischen Veränderung von Gesicht und Körper mittels plastischer Chirurgie bekehrt hatten, bis hin zu jenen, die Yoga oder transzendente Meditation bevorzugten oder Kochkurse belegten oder Sommelierkurse besuchten oder sich einem Ehrenamt, der Katechese oder dem Fairen Handel widmeten. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Das waren fast alles Aktivitäten, die an sich harmlos oder gar verdienstvoll waren, aber der fanatische Ernst, mit dem sie in Angriff genommen wurden, verriet das ihnen zugrunde liegende Unbehagen.

Keine von ihnen versuchte jedoch, die mit dem Altern verbundenen Ängste dadurch zu mildern, dass sie die Gesellschaft von jungen aufgehenden Sternen am Theaterhimmel vorzog, während es auf der Welt doch vor Männern wimmelt, die um die fünfzig herum versuchen, ihr Grauen vor dem körperlichen Verfall und dem drohenden Tod zu bannen, indem sie mehr oder minder schönen Frauen im blühenden Alter hinterherrennen – so wenigstens rechtfertigen es die Psychologen, trotz der Tatsache, dass die Männer, mit Verlaub, von Natur aus Schweine sind.

Männer und Frauen in der Blüte ihrer Jahre

Das wusste Riccardo nicht nur dank der unterhaltsamen, manchmal leidenschaftlichen Erzählungen seiner männlichen Altersgenossen – es gibt immer einen, der für eine dieser jungen Geliebten am Ende seine Familie verlässt –, sondern auch aus persönlicher Erfahrung.

Hochgewachsen, brünett, noch im Vollbesitz seines Haupthaars und ohne den geringsten Bauchansatz – wobei man allerdings einräumen muss, dass ihm seine Hagerkeit in letzter Zeit ein ungesundes Aussehen verlieh –, hatte es Riccardo in seiner Eigenschaft als Inhaber einer Forschungsstelle an der Universität nicht an Gelegenheiten gefehlt, dieses Thema in Zusammenarbeit mit einigen der verdienstvollsten und willigsten seiner Studentinnen zu vertiefen. Aber während ihm diese Eskapaden letztlich kaum Befriedigung verschafft, ja, ihm sogar eher Ärger eingebracht hatten – so hatte er die zum Glück nur verbale Aggression des Verlobten einer dieser Damen über sich ergehen lassen müssen, und eine andere hatte während seiner Vorlesungen monatelang nur geflennt – und er, total zerknirscht, jedes Mal in den Schoß der Ehe zurückgekehrt war, versetzte ihm seine Frau nun diesen Tiefschlag, den er anfänglich noch als eine Art Strafe interpretiert hatte.

In Wirklichkeit hatte Eleonora nie etwas bemerkt, weil ihr diese Rivalinnen, an deren Namen Riccardo sich schon nach ein paar Jahren kaum noch erinnern konnte, nie etwas weggenommen hatten. Mit einer einzigen Ausnahme.

Chatryn Wallitriny. Und um die Wahrheit gleich vor-

wegzunehmen: Bei ihr hatte es sich weder um eine Studentin noch um ein blühendes junges Ding gehandelt.

Amerikanerin war sie, genauer gesagt, New Yorkerin, und in die Basilikata gekommen, um Edward C. Banfields Theorien über den »amoralischen Familismus« zu verifizieren. Riccardo hatte sie an die Orte begleitet, wo der Ethnologe fünfzig Jahre zuvor seine Theorie entwickelt hatte, und zwischen den beiden war eine Leidenschaft entbrannt.

Sosehr Riccardo auch darüber fluchte, dass das Schicksal ausgerechnet ihm eine Ehefrau wie Eleonora beschert hatte, so versuchte er – zumal seine Eifersucht im Augenblick keinen konkreten Anhaltspunkt fand – doch, sich mit dem Gedanken zu trösten, dass er es auch schlechter hätte treffen können. Wie zum Beispiel Carlo, der während der berühmten Amerikareise seine Frau in der Toilette eines Motels dabei ertappt hatte, wie sie seinem Busenfreund Marcello gerade einen blies. Und so hielt er sich bewusst an den Rat der klugen Kolumnistinnen, die den besorgten Ehemännern einhellig empfahlen: »Aussitzen! Es handelt sich nur um eine Übergangsphase« – in der Hoffnung, dass diese verdammte Phase wirklich früher oder später enden würde, wie es irgendwann einmal auch den Anschein gehabt hatte.

Ein neues Drama

Schon zwei Jahre zuvor hatte es nämlich so ausgesehen, als hätte Eleonora vom Theater und den Provinzschauspielern die Nase voll und würde auf Dauer nach Hause zurückkeh-

ren. Leider merkte Riccardo schon bald, dass sie ihre Zeit lieber am Schreibtisch als mit den Kindern verbrachte. Es ging um ein Drama – ursprünglich fürs Theater gedacht –, das sich in kürzester Zeit zu einem »Drama« in jeder Hinsicht entwickelte und mit seinem durchschlagenden Erfolg ihrer Ehe den endgültigen Gnadenstoß versetzen sollte.

Eine Geschichte von Liebe und Briganten, wie der Titel des Schauspiels lautete, bei dem Eleonora darüber hinaus für Regie und Produktion verantwortlich zeichnete, war eine romantische antisavoyardische Neuinterpretation der Geschichte des süditalienischen Brigantenwesens als einer berechtigten Rebellion gegen die Übergriffe des Stärkeren. Außer den Spielereien mit Licht und Wasser, den Spezialeffekten, den Reiterauftritten, den großen Massenszenen, den Musikeinlagen und den hinreißenden Choreografien, die aus dem Stück ein perfektes Spektakel machten, verdankte es seinen sensationellen Erfolg vor allem der Grazie der jungen Schauspieler und Schauspielerinnen – hauptsächlich aber der Schauspieler –, die Eleonora in einem genialen Marketing-Coup aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit Film- und Fernsehstars ausgewählt hatte, um insbesondere das Interesse des weiblichen Publikums zu erregen, das dank seiner speziellen Mundpropaganda letzten Endes über den Erfolg einer jeden künstlerischen Produktion entscheidet, während Männer ja meist der bestens bekannten Masse unsensibler Primitivlinge zuzurechnen sind.

Dieser Erfolg zog ein so schwindelerregendes Merchandising nach sich, dass sich die Gegend in kürzester Zeit mit Verkaufsstellen für brigantenrelevanten Ramsch jeder Art